

Erinnerungen aus meiner Parlamentszeit

Autor(en): **Flisch, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **9 (1967)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-550398>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erinnerungen aus meiner Parlamentszeit

Von Peter Flisch

Wer in der Gegenwart lebt und für die Zukunft arbeiten will, tut gut, auch zu wissen, wie es früher war. So mag es verständlich erscheinen, wenn ich ersucht worden bin, einiges zu berichten aus meiner Parlamentszeit. Die junge Generation hat dies nicht erlebt oder noch nicht bewußt an der Auseinandersetzung und Gestaltung der Lebensverhältnisse unseres Volkes der damaligen Zeit teilgenommen.

Vorerst muß ich ein paar Bemerkungen vorausschicken, wie ich in die große Politik hineingekommen bin. Als junger Lehrer wirkte ich im Appenzellerland. Die Landsgemeinde 1932 in Trogen wählte den Bündner in den Regierungsrat, so daß ich meine Tätigkeit vom Samstag auf den Montag von der Schulstube in den Ratsaal zu verlegen hatte; gleichzeitig wurde ich Nationalrat. Ein solcher Sprung zu Ehren und Würden wollte manchen als zu groß vorkommen und mir selbst auch. Andere aber fanden, ein Lehrer sollte befähigt sein, an der Lösung der staatlichen Aufgaben mitzuwirken. Ganz unvorbereitet war die Wahl ja nicht. Schon zur Seminarzeit befaßte ich mich mit Fragen, die in der religiös-sozialen Zeitschrift «Neue Wege» von *L. Ragaz* zur Behandlung kamen, und wer mit dem Geist dieses großen Mannes dauernd vertraut wurde, lernte nicht nur die Probleme des Tages verstehen, sondern auch die Forderungen des menschlichen Zusammenlebens überhaupt. Die Verbindungen mit dem überragenden Arbeiterführer *Hermann Greulich* und mit dem Amtsmann und früheren Pfarrer in Hundwil, *Howard Eugster-Züst*, der die Weber organisierte und als frommer Mann den Weg zur Sozialdemokratie beschritt, gaben einem jungen Freund sichern Halt zur Arbeit in seinem Leben.

Als ich im Frühsommer 1932 in die heiligen Hallen des großen Hauses in Bern eingezogen bin, waren die Vertreter der Arbeiterschaft dort nicht besonders willkommen. Die Jahre des ersten Weltkrieges mit seinen Schrecknissen lagen zwar schon weit zurück, aber obwohl unser Volk nicht direkt darin verwickelt wurde und wir vom Gräßlichsten verschont blieben, war das Erbe des Krieges, wie aller Kriege, kein gutes. Das wirtschaftliche Leben wollte nicht in Gang kommen. Viele Zehntausende hatten keine Arbeit und waren brotlos. Besonders hart betroffen wurden die Gegenden der Exportindustrien. In der Uhrenindustrie wußten sich manche Gemeinden kaum mehr zu erwehren. Der Präsident von Grenchen, Nationalrat *Furrer*, sagte mir, er habe oft ein bis zwei Tage vor Monatsende noch nicht gewußt, ob er die Mittel zur Auszahlung der Löhne für das Gemeindepersonal und die großen Arbeitslosenunterstützungen aufbringe, da die Banken der verschuldeten Gemeinde keine Kredite mehr gewähren wollten. Auch in den Gebieten der Stickerei-Industrie der Ostschweiz stand es bitterbö. Monatelang war keine Arbeit aufzutreiben. Die Arbeitslosenkassen waren wenig ausgebaut und die nachfolgende Notunterstützung mager, 2–3 Franken pro Werktag und Familie, so daß ganze Dörfer verarmten.

In jenen Jahren habe ich einmal an einer Versammlung in Zürich einen Bündner Oberländer aus Trun mit guter katholischer Erziehung getroffen. Ich wollte mit dem engern Landsmann in nähere Verbindung treten, merkte aber bald, daß er ein scharfer Kommunist war. Auf meine Frage, wieso er sich so verirrt habe, meinte er, die Verirrung sei auf einer andern Seite. Er komme als Installateur in die noblen Villen der Stadt, wo ein

ungeheurer Luxus in allem vorhanden sei, und dann wieder in die Wohnungen der Arbeitslosen, wo einem die nackte Not entgegen-trete. Da müsse mit Gewalt eine Änderung der Verhältnisse herbeigeführt werden. Bei etwas primitiver Denkweise war eine solche Einstellung durchaus begreiflich. Es war so wie bei der Grenzbesetzung im ersten Weltkrieg, wo die Familien der Wehrmänner sich melden mußten wie unwillkommene Bettler, um eine Gabe zu erhalten, die kaum ausreichte, um den Hunger zu stillen. Das führte damals auch zu Verbitterung und schließlich zum Generalstreik, nach dessen Niederwerfung die allgemeine Ablehnung der Landesverteidigung großer Kreise erfolgte, nicht nur von solchen, die aus idealen Gründen den Aufbau einer neuen Welt ohne Massenmord sich zum Ziele setzten.

Anfangs der dreißiger Jahre überschritt die Arbeitslosenzahl die 100 000-Grenze. Wohl versuchte man da und dort, die Lage durch großzügige Arbeitsbeschaffung zu mildern. Es geschah aber oft nur zögernd, besonders auch im Bund, weil man meinte, Barunterstützungen seien billiger und dienten den Arbeitslosen besser, da man diese doch nicht für alle Arbeiten einsetzen könne. Die Schwierigkeiten sollten mit Deflation, dringlichen Bundesbeschlüssen und Lohnabbau gemeistert werden, aber damit wurde die Lage großer Volkskreise immer bedrohlicher.

Auch in andern Staaten herrschten unruhige Zeiten. In unserem südlichen Nachbarland kam der Faschismus auf. Mussolini galt als der große Mann und bekam auch einige Freunde bei uns, selbst wenn es nur darum gegangen wäre, mit seiner diktatorischen Macht die Begehrlichkeit der Arbeiterschaft zurückzudämmen. In Deutschland stieg Hitler von Stufe zu Stufe, und seiner Demagogie erlagen immer größere Kreise, auch Frauen und viele fromme Leute, wie Vater Spranger in Möttlingen und Frank Buchmann, der Begründer der Moralischen Aufrüstung, der Gott dankte, daß er dem deutschen Volke einen Hitler gegeben habe. In Österreich war das Volk durch klerikale Dik-

tatur völlig rechtlos und brotlos geworden, und als es hörte, daß Hitler Arbeit und Brot versprach, jubelte man ihm zu, so daß seine Besetzungstruppen ungehindert und kampfflos in das Land einziehen konnten und als Befreier von Not und Sorge empfangen wurden, weil die herrschende Klasse ohnehin schon dem Nationalsozialismus ergeben war.

Bei uns kamen die Fronten auf und machten anfangs schüchterne und dann immer stärkere Propaganda für den Nationalsozialismus bis vor die Tore des Bundeshauses. Man könne nicht gegen den Strom schwimmen und müsse sich dem großen «Führer» anschließen. Die sogenannten 200 als Vertreter der nationalsozialistischen Bewegung glaubten, die Diktatur führe uns zu bessern Verhältnissen, und trieben ihr böses Spiel auch im Kriege weiter, bis das versprochene «tausendjährige Reich» in Not und Tod unterging.

Bei meinem Eintritt ins eidgenössische Parlament herrschte dort auch ein unguter Geist. Die Sozialdemokratie galt als reine Oppositionspartei. Ihre Mitwirkung an den staatlichen Geschäften war nicht erwünscht. Keine ihrer Anträge hatten Aussicht, angenommen zu werden. Selbst dem hochqualifizierten St. Galler Advokaten *Johannes Huber* blieb es oft versagt, mit Erfolg zu vertreten, was juristisch und menschlich recht und was un-recht sei. Stadtpräsident *Emil Klöti* von Zürich, der vom Nationalrat in den Ständerat hinübergewechselt und weiß Gott kein Scharfmacher war, hat uns einmal geklagt, wenn er das Wort verlange zu ganz sachlichen Fragen, so melde sich immer sofort ein radikaler Welscher, um ihn zu bekämpfen, bevor er überhaupt wisse, was vorgebracht werden wolle. Das Bürgertum pochte auf seine politische Macht und militärische Stärke. Seine Presse war einig in der Ablehnung sozialdemokratischer Forderungen, und Bauernsekretär *Law* schrieb wütende Artikel über die vaterlandslosen Gesellen und meinte damit die organisierte Arbeiterschaft.

Das waren die Jahre des damaligen Redaktors der Berner «Tagwacht», des geistreichen Volkstribuns und Kämpfers *Robert Grimm*.

Er kannte nicht nur die Arbeiterbewegung von Grund auf, sondern auch die Entwicklung des Wirtschaftslebens seit dem Aufkommen der Maschine wie kaum ein anderer. Er war lange der gefürchtete Mann im Nationalrat, der in heftigen Reden mit erhobener Faust der herrschenden Klasse zürnte, ihre Pflicht der Arbeiterschaft gegenüber nicht erfüllt zu haben. Als Vizepräsident sollte er einmal im Präsidium des Rates nachrücken. Das blieb dem ehemaligen Generalstreikführer jedoch versagt. Erst viel später bei veränderten politischen Verhältnissen durfte er den hohen Stuhl dann doch kampflos besteigen. Er war inzwischen zum Berner Baudirektor emporgestiegen, liebte Kunst und Wissenschaft und erzählte gerne und mit fast kindlicher Freude, wie es ihm gelungen sei, das als Ruine abgeschätzte alte Rathaus zu retten und zu einer bleibenden Zierde der Stadt Bern zu gestalten.

Die siebenköpfige «Kapelle Greulich», wie man die erste Vertretung der Arbeiterschaft nannte, vermehrte ihre Sitze nach der Einführung des Proporz im Jahre 1919 auf gegen fünfzig. So war eine gänzliche Ausschließung im Parlamentsbetrieb immer weniger möglich, und ihr Einfluß stieg fortwährend. Eine große Wendung aber brachte erst der Eintritt von *Hermann Obrecht* in den Bundesrat im Jahre 1935. Wir standen seiner Wahl anfänglich etwas kühl gegenüber, nicht ahnend, daß sich daraus trotz gegensätzlicher politischer Auffassungen ein Vertrauensverhältnis herausbilden sollte, das dauernd erhalten blieb. Der Sekretär der Uhrenarbeiter, *Konrad Ilg* (der spätere Doctor honoris causa, der tatkräftig am Zustandekommen des Friedensabkommens in der Maschinenindustrie mitwirkte), begründete einmal im Rat einen Antrag, worauf Bundesrat *Obrecht* als erster Bundesrat erklärte, er nehme den Antrag entgegen, wie er jeden Antrag entgegennehme, der ihm richtig erscheine, auch wenn er von links komme. Damit war der Bann gebrochen, der jahrelang das politische Leben im Bunde vergiftete, und wir konnten uns von da an als gleichberechtigte Partner an den Parlamentsarbeiten beteiligen.

Bundesrat *Obrecht* war der Magistrat der Zeit, dem das Schweizervolk ungemein viel zu verdanken hat für seine umfassende Kriegsvorsorge und -fürsorge im zweiten Weltkrieg wie auch für die vielen andern mit großem Weitblick erkannten und durchgeführten Staatsaufgaben.

In unserem nördlichen Nachbarlande kam es damals zu Strömungen, die nichts Gutes ahnen ließen. Angesichts dieser gefahrvollen Entwicklung hat sich die Arbeiterschaft zur Landesverteidigung bekannt, und so konnte unser Volk mit wenigen Ausnahmen als starkes Geschlecht und einiges Volk dem Ungeist Hitlers standhalten. Damals, als Kleine und Große dieser Welt vor dem «Führer» in die Knie sanken, prägte Bundesrat *Obrecht* das berühmt gewordene Wort: «Wir wallfahren nicht.»

Ende Sommer 1939 brach der zweite Weltkrieg aus. Am 30. August trat die Vereinigte Bundesversammlung zusammen zur Wahl des Generals und zur Übertragung der Kriegsvollmachten an den Bundesrat. Als General wurde mit 204 von 229 Stimmen *Henri Guisan* gewählt. Das war eine glänzende Wahl, und das Parlament hatte es nie zu bereuen, sie getroffen zu haben. Eine ausreichende Fürsorge für die Familien der Wehrmänner war bereits in Kraft getreten, so daß General *Guisan* als Symbol der Widerstandskraft der Treue eines Volkes guten Willens sicher sein durfte. Auf die militärischen Maßnahmen aller Art während der Grenzbesetzung kann hier nicht eingetreten werden, das würde zu weit führen. Wer sich dafür interessiert, wird den Bericht des Generals an die Bundesversammlung zur Hand nehmen. Es ist ein Dokument von rund 300 Druckseiten, dem in gleicher Größe auch die Berichte des Chefs des Generalstabes und der Fliegerabwehrtruppen angegliedert sind.

Die Durchführung des Vollmachtenbeschlusses gab dem Bundesrat eine gewaltige Arbeit. Es waren rund ein Dutzend kriegswirtschaftliche Ämter mit vielen Unterabteilungen einzusetzen. Auch darüber näher zu sprechen, ist ganz unmöglich. Der Bericht des Eidg. Volks-

wirtschaftsdepartementes über die Kriegswirtschaft mit über 1100 Druckseiten würde Stoff genug geben zu einem zusammenfassenden hochinteressanten Artikel über die damalige Zeitepoche.

Im Juni 1940, mitten im Krieg, mußte Bundesrat *Obrecht* krankheitshalber zurücktreten und schon zwei Monate später in großer Trauer zu Grabe getragen werden. Als Nachfolger im Bundesrat trat der andere Solothurner von Format, Nationalrat *Walter Stampfli*, in die oberste leitende Landesbehörde ein. Dieser führte zielbewußt weiter, was sein Vorgänger begonnen hatte. Es waren Jahre unerhörter Schwierigkeiten, Mühen und Sorgen. Rings um unser Land tobte der Krieg mit Mord und Gefahr, körperlicher und geistiger Vernichtung. Wir waren ganz eingeschlossen, die Einfuhr der notwendigen Nahrungsmittel und anderer Bedarfsgüter gehemmt und beinahe völlig unterbunden. Es war schwer, die Rationierungskarten so einzuteilen, um das Volk vor Hunger zu schützen. Der Plan Wahlen, des späteren Bundesrates, möglichst viel Boden umzubrechen und Korn und Kartoffeln anzupflanzen, hat wesentlich dazu beigetragen, um das Leben unserer Bevölkerung während der Kriegszeit erträglicher zu gestalten.

Das Parlament war infolge der Vollmachtenbeschlüsse in seiner Tätigkeit stark eingeschränkt und befaßte sich neben der Behandlung kleiner laufender Geschäfte im wesentlichen mit den Berichten der Vollmachtenkommission, dem Budget und der Jahresrechnung mit den stark anwachsenden Schulden. Ein düsteres Kapitel der Vereinigten Bundesversammlung waren die Geheimsitzungen zur Behandlung der Gnadengesuche der Landesverräter, wenn der Präsident der Begnadigungskommission, in den ersten Jahren der Grindelwaldner Lehrer *Samuel Brawand*, in tiefsten Darlegungen zum Schutze der Armee und des Landes die Anträge auf Ablehnung stellen mußte.

Nach Beendigung des unseligen Krieges und der beginnenden Hochkonjunktur waren die Vollmachten abzubauen und für die ver-

änderten Verhältnisse neue gesetzliche Grundlagen zu schaffen, um den Forderungen des sozialen Ausbaues des Landes gerecht zu werden. Das brachte den Parlamentariern vermehrte Aufgaben und Arbeit. Neben manchen anderen Maßnahmen, die zur Durchführung gelangten, begannen die Vorbereitungen zum Landwirtschaftsgesetz und zu einem Gesetz über eine Eidgenössische Alters- und Hinterlassenenversicherung. Die Mittel flossen zwar nicht so reichlich wie heute, wo den Parlamentariern die Millionen so leicht – oft fast zu leicht, will es manchmal scheinen – durch die Finger rollen. Immerhin war es besser als zur Deflationszeit in den dreißiger Jahren, wo wir einmal mehrere Tage lang darüber debattierten, ob es zu verantworten sei, das Militärbudget von 50 auf 85 Millionen Franken zu erhöhen. Bei dieser Gelegenheit passierte etwas, das in unserem sonst so gesitteten Parlament nicht vorkommt. Die Nationalräte sprachen damals von ihren Sitzplätzen, nicht wie heute von einem Rednerpult aus. Bei der nicht gerade guten Akustik des Saales scharten sich die Zuhörer in Gruppen um den Redner herum, um alles verstehen zu können. Als einer die Erhöhung der Militärausgaben gar drastisch befürwortete und dafür von *Walter Bringolf*, dem 25 Jahre späteren Präsidenten des Rates, etwas bespöttelt wurde, bekam dieser von hinten her plötzlich eine Ohrfeige. Es war der in allen Teilen hochkultivierte *Oberst Dollfus*, dem die Nerven durchgegangen waren. Schreckensbleich meldete er sich sofort beim Präsidenten und bat inständig um Verzeihung für das, was vorgefallen sei. Der robuste Bringolf war nicht so sensibel und meinte trocken, das mache nichts, er werde zurückzahlen, was dann bei nächster Gelegenheit, wenn auch in wenig scharfer Form, einmal geschah. Eine andere Episode, die wohl auch einmalig bleibt, war später der Steinwurf von *Gottlieb Duttweiler*. Wir waren am Ende der Sessionswoche schon in den Bahnen eingestiegen, als Duttweiler mit ganz verstörter Miene zu uns hereinkam. Wir sagten zueinander, dem Manne müsse etwas fehlen. Erst am andern Tage erfuhren wir durch

die Presse, er habe mit einem Stein ein Fenster des Bundeshauses eingeschlagen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, weil man ihn bei den Beratungen zu wenig ernst nehme. Er war im persönlichen Verkehr ein loyaler und sogar liebenswürdiger Kollege, aber ich sagte immer, wenn er kein besserer Geschäftsmann als Politiker sei, werde die Migros nicht florieren.

Da war uns die Art, wie Bundesrat Stampfli hie und da Leben in eintönige Verhandlungen brachte, schon willkommener. Wenn einer ungereimtes Zeug schwatzte, gleich aus welcher Fraktion, wurden vorn am Bundesrattisch ein paar Notizen gemacht, und wir wußten, jetzt geht es einem nicht gut, er wird in witziger Weise am Seil heruntergelassen, so deutlich, daß die Fama erzählt, seine Frau habe ihm einmal gesagt, er solle mit den Herren Nationalräten glimpflicher verfahren. Nach den Sitzungen, am Abend beim lustigen Gespräch, sagten wir oft zueinander, es tue einem förmlich wohl, den Volkswirtschaftsminister auch von dieser Seite her kennenlernen zu dürfen.

Bei den Beratungen traten damals außer den Bündnern *Gadient* und *J. Vonmoos* stark hervor der konservative *Heinrich Walther* in Kriens, der freisinnige *E. Keller* in Aarau und der Bauer *R. Reichling* in Stäfa. Letzterer hat mit mir gerne über kleinbäuerliche Belange gesprochen, bevor er eine Eingabe über Bauernfragen zur Behandlung einreichte, da er wußte, daß mir aus meiner Jugend im Alpental Safien solche nicht fremd waren. Bedeutende Redner wies von jeher auch die Sozialdemokratische Fraktion auf; man darf das wohl ohne Überheblichkeit feststellen. Persönlich habe ich als einen der besten Debatter immer den langjährigen Präsidenten des Gewerkschaftsbundes, *Robert Bratschi*, angesehen, wenn er die Forderungen des öffentlichen Personals verteidigte. Er besaß die seltene Gabe, sehr scharf zu reden, aber dabei nie verletzend zu wirken.

Wenn es zu einer Bundesratswahl kam, dann war der alte *Walther* im Element. Er prüfte die Kandidaten nach allen Kanten und

zog Fäden von Fraktion zu Fraktion, bis alles klappte. Nicht umsonst nannte man ihn den «Königsmacher». Vonmoos galt als der schlaue Engadiner, der jedesmal nach einer Sitzung etwas von Bern in seine engere Heimat hinaufgebracht habe, wollte man wissen. An ihn habe ich eine lustige Erinnerung. Mehrmals beobachtete ich, wie er auf der Tribüne sich mit Frauen von Kollegen, die ihre Gattinnen den Betrieb im Bundeshaus miterleben lassen wollten, gar freundlich unterhielt. Auf meine Frage, warum er das tue, meinte er schalkhaft, wer die Herzen der Frauen erobere, gewinne auch die ihrer Männer, und das sei wichtig in der Politik.

In einer so großen Vereinigung, wie der Nationalrat mit seinen 200 Mitgliedern eine ist, gibt es natürlich allerlei Köpfe und Originale. Zwei davon sind mir in besonders deutlicher Erinnerung geblieben. So der Obwaldner alt Landammann *Maria Odermatt*. In seinen alternden Tagen bekam die Saaltöchter seiner Gaststätte den Auftrag, ihm vor seinem Gang ins Bundeshaus Kragen, Hemd und Weste zu kontrollieren. Im Rat hat er wenig gesprochen, und wenn er halb schlummernd dasaß, konnte man denken, er nütze nicht gar viel im Rat. Sobald aber Belange seiner engeren Heimat zur Sprache kamen, ergriff er das Wort, redete ohne Notizen fließend und frei, daß der Rat aufhorchte. So wird mancher verkannt, wenn man ihn nicht näher kennt. — Ein anderer, ein begüterter Advokat mit einem bekannten großen Büro in der Westschweiz, litt an Kleptomanie. Eines Abends erledigte ich noch einige Korrespondenzen im Ratssaal; nur in der hintersten Reihe saß noch einer und las die Zeitung. Da kam der Sekretär der Bundesversammlung und sagte, er gehe jetzt, aber ich könne bald beobachten, wie der Mann dort hinten von Pult zu Pult die Bleistifte einsammle. Und so kam es. Als ich es meinen Kollegen erzählte, wußte einer schon davon und meinte, das sei eine leidige Sache; wenn er aber nichts Böses anrichte, sei es nicht so schlimm.

Wer neu in den Rat einzieht, wird sich bald

einige Freunde aussuchen, mit denen er sich in freien Stunden unterhält. Ich habe mich natürlich rasch mit der Bündner Deputation in Verbindung gesetzt; sie bestand aus *Gadient*, *Canova*, *Bossi*, *Foppa*, *Vonmoos* und *Meuli* im Nationalrat und *Laely* und *Huonder* im Ständerat. Der Davoser Laely erhielt gerade die Würde, Ständeratspräsident zu werden. In jungen Jahren war er ebenfalls eine Zeitlang Lehrer in Walzenhausen und dann in Herisau, bevor er wieder nach Davos zurückkehrte, währenddem mir das Appenzellerland zur zweiten Heimat wurde. Nach meinem Eintritt ins Bundesparlament kamen dann neue Männer aus dem Bündnerland, die Freisinnigen *Nadig*, *Mohr* und *Raschein*, die Demokraten *Planta*, *Lanicca* und *Sprecher* und die Konservativen *Condrau*, *Tenchio* und *Toggenburg*. Als die neuen Ständeräte *Willi*, *Lardelli* und dann *Vieli* im Bundeshaus eintrafen, begrüßte ich die beiden letzteren als alte Bekannte, Vieli als meinen ehemaligen Korporal und Lardelli als einstigen gemeinsamen Leiter der Scharfschützen der Churer Kadetten. Außer Tenchio haben alle den Ratssaal inzwischen verlassen, und mehrere sind seither gestorben.

Rasche Verbindung gab es natürlich auch mit den auswärtigen Bündnern im Parlament, zuerst mit den beiden Schmid, *Philipp Schmid* von Vals in Zürich, und mit dem Thurgauer Regierungsrat und Ständerat *Anton Schmid* von Malans. Mit letzterem traf ich oft zusammen, und er behauptete einmal steif und fest, wir beide hätten auch in Graubünden die gleiche Karriere gemacht. Das ist nun freilich nicht so sicher; ein Schritt nach links oder rechts, und unser Leben kommt in ganz andere Bahnen. Später kam dann noch der elegante und liebenswürdige Zürcher Geschäftsmann *Hans Konzett* als gebürtiger Schierser dazu. Mit ihm machte ich kurz vor meinem Rücktritt noch die schöne Reise durch das Bündnerland in das Tessin zur Petitionskommission und anschließend zu unserem Freund *Janner* in Bosco-Gurin. Das schöne Walserdörflein war schon nicht mehr so urchig, wie ich es einmal erlebte, und hat seit-

her noch mehr verloren von seinem Walsertum.

Wer längere Zeit im Nationalrat verweilt, hat im Laufe der Jahre in allerlei Kommissionen mitzuwirken. Ich habe neben einigen ständigen mehr als sechzig solcher vorberatenden Kommissionen angehört. Das bringt eine angenehme Abwechslung in die oft eintönigen Verhandlungen im Ratssaal. Manche finden zwar auch in Bern statt; aber andere führen uns hinaus in verschiedene Gebiete unseres Landes. Es sind selten Bummeleien, sondern Inspektionen und Fahrten zu einem Augenschein. Wenn es dabei zu Verhandlungen kommt mit den Bewohnern anderer Kantone mit ihren Sitten und Bräuchen, so ist das sicher nur zu begrüßen. Anfänglich saß ich in einigen militärischen Kommissionen, die damals bei uns nicht sehr beliebt waren. Bei der Einführung des neuen Karabiners war ich etwas übermütig und forderte die Anwesenden auf, mit mir eine Serie zu wagen um eine gute Flasche, nicht ahnend, daß auch Bundesrat *Minger* ein guter Schütze sei. Nur mit einem Punkt Vorsprung ließ ich dann den mit dem größeren Lohn zahlen. Zur Beratung über die Verlängerung der Rekrutenschule tagten wir in Zermatt. Die von der Verwaltung der Gornergratbahn offerierte Fahrt glaubten wir nicht ausführen zu können, da es auch am zweiten Abend in Strömen regnete. Die im Restaurant anwesenden Bergführer merkten unseren Mißmut und meinten, morgen könne das schönste Wetter sein. Und so war es auch. So kamen wir nach den langen und harzigen Debatten doch noch zu einem vergnügten Tag in der großartigen Bergwelt, was uns sicher zu gönnen war.

Wie rasch sich alles ändert, zeigt folgendes Beispiel. In Payerne war eine Fliegerkaserne zu bauen. Die Kommissionsmitglieder versammelten sich in Dübendorf und sollten mit dem Flugzeug an den Neuenburgersee geflogen werden. Es brauchte aber viel, bis einige ältere Herren es wagten, in die Flugmaschine einzusteigen, statt mit der Bahn zu reisen. Heute wäre das kein Problem mehr.

Drei schöne Kommissionen haben mich im

Laufe der Jahre nach dem Kanton Graubünden geführt. Eine davon war die Vorlage über die Anerkennung der romanischen Sprache als Landessprache. Wenn die Beratungen der ständerätlichen und nationalrätlichen Kommissionen immer streng getrennt vor sich gehen, so erfolgen die Aufklärungsreisen oft gemeinsam, um eine Doppelspurigkeit zu vermeiden. Der liebenswürdige Empfang, wo wir hinkamen, machte der romanischen Bevölkerung alle Ehre. Es wäre ein ganzes Buch darüber zu schreiben. Im Plantahaus in Zuoz begrüßte uns der Töchterchor in der farbenprächtigen Engadinertracht mit romanischen Liedern und offerierte den hungrigen Gästen die Spezialitäten des Tales. Im Oberhalbstein und abends auf der Lenzerheide sangen die starken Männerchöre romanische Lieder mit solcher Macht und Tonfülle, wie man es kaum für möglich hielt. Andertags waren wir zu Besuch im Kloster Disentis. Die Oberländerinnen in ihrer dunkleren Tracht begrüßten uns auch mit romanischen Liedern, aber etwas weniger ausgelassen als tags zuvor die Engadinerinnen, wie es sich in der Nähe des Klosters auch geziemte. Im Kloster selbst durften wir gediegenen wissenschaftlichen Vorträgen lauschen über das Stift und über das Romanentum des Oberlandes. Es war wie eine hohe Feier, mit den Mönchen zusammensitzen und uns bedienen zu lassen mit bündnerischem Rohschinken, Bindenfleisch und einem Glase Wein, auf den man sich auch in einem Kloster zu verstehen weiß. Bei den Beratungen hätte ich meinen Kollegen Vonmoos bald in Verlegenheit gebracht. Ich sagte ihm nämlich, ich werde ihn auffordern, zu erklären, ob das ladinische oder surselvische Romanisch das ursprüngliche sei, worauf er mich dringend bat, das nicht zu tun. Der Jubel, der mit der oppositionslosen Anerkennung des Romanischen als Landessprache in den beiden eidgenössischen Räten und bei der nachfolgenden eidgenössischen Volksabstimmung erfolgte, mag heute noch in manchen Tälern Alt Fry Rätiens nachklingen.

Die andere große Kommission über die Verbauung der Wildbäche in Graubünden, des

Nolla, Glenners und Schraubaches, deren Führung mir anvertraut war, brachte viel Arbeit, aber auch ein gutes Ende. Als wir von Ober-Tschappina durch den Nolla (man sagt, wie mir Dr. E. Camenisch als bester Kenner jener Gegend mitteilte, *der* Nolla und nicht *die* Nolla, wie etwa noch in amtlichen Dokumenten zu lesen ist) hinabstiegen nach Thusis, erkannte jeder, daß es gut war, die im Programm vorgeschriebenen Bergschuhe mitzunehmen, denn das ist kein Spaziergang, sondern ein gar anstrengender Marsch. Die Geschichte dieses in manchen Zeiten so harmlos scheinenden Bächleins, das aber zu einem äußerst gefährlichen Wasser anschwellen kann und Bund und Kanton schon seit den siebenziger Jahren Millionen gekostet hat, zu beschreiben, muß ich mir versagen und auf die bestehende Literatur verweisen. Gegen Abend folgten wir einer Einladung des Kollegen *Rudolf Planta* auf das Schloß Rietberg, um in Gedanken ein Stück Bündnergeschichte an uns vorüberziehen zu lassen, die C. F. Meyer in seinem «Jürg Jenatsch» so schön beschreibt.

Der folgende Tag galt dem heimgesuchten Peiden mit den schrägstehenden Häusern und den Rissen in den Mauern, daß man mit einem ganzen Arm hineinragen konnte. Oberbauinspektor *Schurter* führte uns hinauf ins Gelände bis unter den Piz Mundaun, wo die Quellen gefaßt und das Wasser abgeleitet werden sollten. Es war so schwer, ihm mit seinen langen Beinen zu folgen, daß mehr als einer meinte, das sei ja die reinste «Tierquälerei». Er pressierte aber, um vor der Dunkelheit noch das Versamertobel zu erreichen und uns orientieren zu können über dieses Gebiet mit dem prähistorischen Felssturz vom Flimserstein.

Am dritten Tage bekamen wir einen besorgniserregenden Anblick von Schuders, dem lieblichen Bergdörflein. Hoffentlich haben die Mittel mit 80 % Bundessubvention gereicht, um das Dörflein vor dem Untergang zu retten. Für Glenner und Nolla wurden 75 % zugesprochen gegenüber den 50 % beim letztern seit dem Beginn der dortigen Verbauungen. Ständerat Altweg meinte zu ein paar Bünd-

nern spaßweise, der Präsident der nationalrätlichen Kommission verdiente eigentlich eine Tafel am Grauen Haus in Chur, so viel hätte kein anderes Mitglied des Rates herausgebracht. Heute wäre das wohl leichter zu erreichen, aber damals war das Geld noch rarer.

Bei der Behandlung der Vorlage über die Verbesserung der Wohnverhältnisse in den Berggegenden besuchte die Kommission auch einige Orte in Graubünden, zuerst Viano oben am Berg bei Brusio. Da waren die alten, in prachtvollem Stil erbauten Häuser noch erhalten wie wohl vor Hunderten von Jahren. Inwendig aber sah es schlimm aus, so daß es dringlich war, die nötigen Maßnahmen zur Verbesserung der Verhältnisse ergreifen zu lassen. Da erhielt das Bauerndörflein Vrin im Oberland schon eine bessere Note. Dort war genügend Raum in den Häusern und im und um das Haus herum eine gute Ordnung.

Als ich einmal von einer solchen Tour zurückkam, fragte mich ein witziger Appenzeller, ob das die Haupttätigkeit eines Parlamentariers sei, schöne Fahrten zu machen bei gutem Essen und Trinken. Unsere Leser könnten vielleicht auch zur Auffassung kommen, die Nationalräte und Ständeräte seien etwas viel auf Reisen. Wer sich aber genauer orientiert, der weiß, daß dies nicht zutrifft. Es folgen die langen Verhandlungen im Ratssaal, viermal im Jahr zwei bis drei Wochen lang, Tag für Tag, wo jeder zuhören und studieren muß, wenn er seine Pflicht einigermaßen recht erfüllen will.

Wie die Beratungen im Parlament vor sich gehen, wie z. B. ein Gesetz entsteht, vom Entwurf des Bundesrates über die Kommissionen, die Behandlung im einen und dann im anderen Rat bis zur Differenzbereinigung, brauche ich nicht zu schildern. Das geschieht heute noch so wie früher und kann von einem andern in einem besonderen Artikel beschrieben werden als ein Stück staatsbürgerlicher Erziehung und Belehrung. Auch die Wahlen sind sich gleich geblieben wie ehemals. Nur die Zusammensetzung ist eine andere geworden.

Viele Jahre lang, von 1848 bis 1891, waren

die Freisinnigen allein herrschend. Dann bekamen die Konservativen einen Sitz im Bundesrat und später noch einen. 1929 kam mit R. Minger ein Vertreter der Bauern dazu.

Anfangs der vierziger Jahre reifte fast unversehens die Zeit heran, wo auch die Arbeiterschaft Anspruch auf eine Vertretung in der Bundesregierung erheben durfte. Ich meinte eine Zeitlang, als erster sozialdemokratischer Bundesrat werde der Basler Standesvertreter *Gustav Wenk* auserkoren. Da aber der Zürcher Sitz frei wurde, kam mein anderer Jaßkollege, der Zürcher Stadtpräsident *Ernst Nobs*, an die Reihe. Die Basler kamen dann später mit Hans Peter Tschudi doch auch zu ihrem Bundesrat. Mit der Wahl von Ernst Nobs hat sich erwiesen, daß auch ein Sozialdemokrat ein guter Bundesrat sein kann.

So hat sich im Laufe einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne politisch eine gewaltige Änderung vollzogen. Die vielgeschmähte Sozialdemokratie ist von der Oppositionspartei zur Regierungspartei emporgestiegen. Der als «Eisenbahnergeneral» verpönte Rob. Bratschi hat sich als kundiger Führer des Gewerkschaftsbundes mit dem Bauernführer Dr. Laur eine Anzahl Jahre vor dessen Tode versöhnt und befreundet. Viele wirkliche und vermeinte Gegensätze zwischen Bauer und Arbeiter sind damit überbrückt worden. An der Mustermesse in Basel bin ich damals dem alternden Vertreter der Bauern zum erstenmal persönlich begegnet. Als geladene Gäste kamen wir zufälligerweise nebeneinander an den gleichen Tisch zu sitzen. In einem lebhaften Gespräch erzählte er mir, wie er zeitlebens gekämpft habe, mehr Geld in das Bauernhaus zu bringen, und fügte lächelnd bei, sein Sohn (der hochgeschätzte Leiter des Schweizerischen Heimatwerkes in Zürich) Sorge jetzt dafür, daß das Geld wieder ausgegeben werde, aber er sei nicht etwa dagegen. Wir waren beim Abschied gleicher Meinung, Bauer und Arbeiter sollen schön und heimelig wohnen dürfen.

Die Politik sei ein garstig Ding, wollen viele wissen. Das kann ich nicht sagen, im Gegenteil, ich habe schöne Jahre erleben dürfen. Wir müssen nur nicht meinen, nur das

allein sei recht und müsse sofort durchgeführt werden, was uns durch den Kopf geht. In der Politik soll man sich befeißeln, wie sonst im Leben etwas geduldig zu sein und nicht gleich die Flinte ins Korn werfen. Viele geben sich zu wenig Mühe, in ungunstigen Zeiten auszuhalten, und bleiben so erfolglos. Wer einen Baum pflanzt, der weiß, daß man nicht schon im ersten Jahr Früchte ernten kann. So ist es auch in der Politik. Was einem recht erscheint, soll man vertreten und dann die Zeit wirken lassen. Was recht ist, wird sich durchsetzen, und das andere darf abgehen.

Als ich nach mehr als 23 Jahren aus dem Nationalrat (und vorher nach 20 Jahren aus dem Regierungsrat) zurücktrat, da wurde mir beim Rückblick auf die vergangenen Jahre so recht bewußt, wie rasch alles an uns vorübergeht. Von den damals 196 Nationalräten blieben nur noch wenige zurück, die

Il pur suveran

Quei ei miu grep, quei ei miu crap,
Cheu tschentel jeu miu pei;
Artau hai jeu vus de miu bab,
Sai a negin marschei.

Quei ei miu prau, quei miu clavau,
Quei miu regress e dretg;
Sai a negin perquei d'engrau,
Jeu sun cheu mez il retg.

Quei mes affons, miu agen saung,
De miu car Diu schenghetg;
Nutreschel els cun agen paun,
Els dorman sut miu tetg.

O libra, libra paupradad,
Artada de mes vegls:
Defender vi cun tafradad
Sco poppa de mes egls!

Gie libers sundel jeu naschius,
Ruasseivel vi durmir,
E libers sundel si carschius
E libers vi murir!

Gion Antoni Huonder

vor mir in den Rat eingezogen sind. Auf vielen Sitzen ist ein mehrmaliger Wechsel eingetreten; rund 400 Parlamentarier sind in dieser Zeit gekommen und wieder gegangen, und 18 Bundesräte sind neu gewählt worden. Die Erneuerung der Behörden ist also groß genug, und eine Beschränkung der Amtsdauer, wie sie mehrmals angeregt wurde, scheint kaum ein Bedürfnis zu sein. Es ist ein ständiges Kommen und Gehen, und wenn ein paar «alte Füchse» im Bau zurückbleiben, die über den Gang früherer Beratungen Bescheid wissen, ist das nur zu begrüßen.

Böse Zungen sagen dem Nationalrat nichts Gutes nach, aber seine Arbeit ist besser als sein Ruf. Das soll auch so sein, denn es ist ein großes Vorrecht, in der Bundesversammlung an den Aufgaben zur Erhaltung und zum Ausbau unserer schönen Heimat mitwirken zu dürfen.

Der freie Bauer

Das ist mein Fels, das ist mein Stein,
Drauf setz ich meinen Fuß;
Was mir der Vater gab, ist mein,
Wer fordert Dank und Gruß?

Feld, Scheune ist mein Eigentum,
Mit Weg und Steg mein Land;
Nach keinem schau ich dankend um,
Und – König heißt mein Stand.

Die Kinder, meiner Adern Blut,
Sie sandte Gott mir zu;
Mein eigen Brot ernährt sie gut,
Mein Dach deckt ihre Ruh.

O Freiheit, freier Ahnen Gut,
Ob arm, ich hab dich gern!
Ich schütze dich mit tapferm Mut
Wie meinen Augenstern.

Frei war ich auf der Mutter Schoß,
Mein Schlummer furchtlos sei!
Ich wurde mit der Freiheit groß
Und sterbend sei ich frei!

G. A. Huonder
Übersetzt von P. M. Carnot